

# Die Seimat

Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark

3. Blatt.

Landsberg (Warthe) 1929. 30

Ms. 1

# Aus der Geschichte des Rittergutes Mansfelde.

Von A. Hänseler.

Kürzlich wurde das 3800 Morgen große Rittergut Mansfelde im Friedeberger Kreise an die Siedlungsgesellschaft "Eigene Scholle" zum Preise von 700.000 M<sup>r</sup>. verkauft. Es soll in Siedlungsstellen aufgeteilt werden. Aus diesem Anlaß wollen wir einen Rückblick auf die Geschichte dieses Ortes werfen.

Mansfelde wurde vermutlich um die Zeit, da Friedeberg als deutsche Stadt entstand (um 1270), von deutschen Bauern besiedelt; ob es aus einem slawischen Orte umgewandelt wurde oder „aus wilder Burgel“ entstand, wird sich nie mehr nachweisen lassen. Die deutschen Siedler kamen wahrscheinlich aus der Grafschaft Mansfeld, wie auch andere, lokale, andere Orte in der Umgebung Friedebergs höchstwahrscheinlich von dorther beliebt wurden, aber wenigstens ihre „Vorfahren“ aus jener Gegend der brandenburgischen Märkte in das Gebiet zwischen Butze und Drage gefolgt waren.

Die erste genaue Nachricht über Mansfelde erhalten wir aus dem Landbuch von 1337. Damals hatte der Ort die übernormale Größe von 76 Hufen, von denen dem Pfarrer vier, der Kirche eine Hufe gehörten. Die acht im Dorfe vorhandenen Ritterhöfen hatten „illi de Horsenbach“, die v. Horsleben, die auch im benachbarten Bugartzen 13 Hufen „für den Lehnshof“ besaßen und auch im gleichfalls angrenzenden Pehlis Lehnshofe innehatten. Ihr Stammhaus liegt im Kreise Halberstadt.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war Albrecht v. Blumenthal zu Mansfeld angeliefert. Dem Buge jener Zeit folgend, vereinigte er 1350 zwei Hufen zu Mansfeld den Augustinerchorherren in Friedeburg. Der Name dieser Familie lebt noch im benachbarten Blumenfeld (1237 hat Blomete in Blumenfeld 10 Hufen) fort.

1499 hatten Bartheld, Jakob und Klaus v. Roß in vier Hufen; die Hälfte des Dorfes gehörte der Familie v. Bornstedt, die auch in Bugarten, Böhlitz und mehreren anderen Orten des Kreises be-

gütet war; ein Anteil des Ortes war in den Besitz der Familie v. Pawstein in Tannow gekommen. Die Rötsin waren fast 200, bis v. Pawstein beinahe 300 Jahre dort ansässig bzw. belebt, und Pawsteinisches Blut rollt auch noch in den Adern des letzten Besitzers, die das Gut jetzt veräußerten. Wie kommen weiter unten darauf noch jurid. Anteilend kommt die v. Pawstein ihren Besitz an Mansfelde allmählich vergrößern. 1519 erhielten Hans und Jakob v. P. als Lehen u. a. „das halbe Dorf Mansfelde“. 1517 wurde Chuno v. Rötsin zu Mansfelde belehnt. Es scheint, als ob damals der Vorstehtsbeitrag Anteil sich auch in Händen der Familie Rötsin befunden habe.

Um 1600 leben wir auch hier wie überall in der Neumarkt das Besondere, durch Teilung der Rittergüter oder durch Auskaufen der Bauern alle „Gebrüder und Schwestern“ zu verjüngen. Daher hat Mansfeld 1608 nicht weniger als acht Rittergüter! Sechs davon gehören den neuen v. Roslin: Heinrich, Christopher, Alexander, Friederich, Valentines Witwe mit den unmündigen Kindern und Jakob, dessen Anteil seine Brüder Heinrich und Christopher in Wacht hatten; zwei Rittergüter liegen die v. Bawstain auf Dankow; sie liegen sie durch einen Vogt verwaltet. Einige dieser Roslinischen Anteile gingen im Laufe des 17. Jahrhunderts an andere Familien über. So erscheint um 1640 ein Joachim Ernst v. Blankensee, 1644 dessen Bruder Ernst dort. Mit Christian Ludwig v. Roslin starb diese Familie 1670 aus. Seit 1672 hat Wolf Alzimus v. Bornstedt zwei Anteile, der Roslinischen und den h. Waukeuschen Anteile.

Um 1700 wird Georg Berger, Besitzer des Klostergutes bei Friedelsberg, Inhaber einiger Höfen in Mansfeld. 1718 wird Georg Steffen Berger, 1733 wieder ein Stephan Berger genannt. Auch 1750 ist diese Familie hier noch begütert. 1718 gehören zu den Ritterbürgern 38 Ritter, 12 „angenommene“ Bauern und 3 angenommene Lassmänner hufen. Als Besitzer wird außer Berger noch der Kaufmann C. D. Henning.

v. Baystein genannt. 1733 gehört das Dorf anteilig dem Karl Friedrich v. Borstestedt, Jakob v. Baystein und Stephan Berger, um 1750 kommt dazu noch Heinrich v. Benecken dorff.

Im Gegensatz zu dem um 1600 erkennbaren Verstreben auf Teilung der Ritterfeste mache sich (wie auch sonst in der Neuzeit) um 1800 das Drängen nach Vereinigung der Einzelantheile in eine Hand bemerkbar. So gelang es im Mansfeld der Familie v. Bassewitz, alle Ritterfeste zu vereinen. Um 1790 ist das Dorf in den Händen Joachim von Bassewitz und der verwitweten Gemahlin v. Bassenhoff geb. v. Bassewitz, die den Benetendorfischen Anteil gekauft hatte. Der Kolonialstifter des Rege- und Barthreubruderhofs, der Geheimrat v. Bassenhoff, Besitzer der Rittergüter Lichtenow und Breitenwerder unter Bäckern des Rittergutes Hohenfarbien (alle im Kreis Friedeberg gelegen), war in zweiter Ehe mit Gottliebe Elisabeth v. Bassewitz aus dem Hause Mansfeld verheirathet gewesen. Die älteste Tochter aus dieser Ehe, Anna Maria v. Bassenhoff, betraute Karl Wilhelm Leopold v. Knobelsdorff-Brenkenhoff über 1843 mit ihrer goldenen Hochzeit beide Seiten ihres Vaters seinem Familiennamen den Namen Bassenhoff hinzugefügt, da der Kolonialstifter keine männlichen Nachkommen überlebt hatten, die seinen Namen hätten fortführen können. 1850 gehörten zum Gut rund 3000 Morgen davon lagen 372 Morgen im Regebuch. 1855 folgte im Beifall Major Benno v. Knobelsdorff-Brenkenhoff, 1897 Augustus v. M. Br. geb. v. Tresckow und deren sechs Kinder; das Gut bemitschafte der Sohn Ernst v. Knobelsdorff-Brenkenhoff.

# Ein alter Winter.

Von Dora Banter-Busch.

Einer der bittersten, wenn nicht der bitterste der letzten Jahrhunderte, der über Europa lag, muss jener von 1708 auf 1709 gewesen sein. 50, 60 Jahre lang nördlich sprach man von ihm nur als von dem kalten Winter. Dann wurde auch dieser in der Erinnerung des Volkes vergeßt. Er soll dreißig schwer und grauam gewesen sein; durch eine mehr als nur starke Kälte, durch deren auffallend lange Dauer von 190 und etlichen Tagen, durch die dazwischen ganz plötzlich eindämmenden kurzen Tauwetterperioden. Diese milberten nicht, sondern verursachten noch mehr Schaden und Verhörmnis für Menschen, Tier- und Pflanzewelt, die stellenweise vollständig zugrunde ging, während verheerende Seuchen und böse Krankheiten Menschen und Vieh heimsuchten.

Die Kälte jenes Winters begann am 3. Dezember und wähnte bis Mitte April 1709. Gerade zu Weihnachten trat ganz unvermittelt Tauwetter ein, dem aber ebenso plötzlich wieder noch unbarmherzigere Kälte folgte. Ganz Europa hatte in gleicher Weise darunter zu leiden. Über zehn deutsche Meilen von der Küste entfernt war die Ostsee noch mit diesem Eis bedeckt und selbst das Adriatische Meer stellenweise zugefroren. Auf dem Golf von Genoa vertreibt ein Lachsfürwerke. Die Flüsse Frankreichs, selbst Spaniens, lagen in Eis gebannt, und über den Kanal von Sizilias reiste man zu Fuß, im Wagen oder im Schlitten zwischen Frankreich und England hin und her. In allen Ländern des Kontinents zählten die Kälteopfer nach Tausenden, die teils auf den Landstraßen, teils in ihren Behausungen durch den Frost zugrunde gingen oder durch die eingetretene Verkrüppelung und Verzerrung aller Lebensmittel verhungerten. In Paris und Umgebung sollen dies allein an 20 000 gewesen sein.

Alle Obst- und Weinländchen waren vernichtet. Die ältesten und stärksten Eichen und Tichen barsten unter der verheerenden Einwirkung des Frostes, der ganze Wälder vernichtete. Die Haustiere litten unter der Kälte ungemein. Hunde und Katzen befanden vor Kälte die Tollheit. Der Wildbestand wurde in den meisten Ländern vollkommen zerstört. Die ausgewanderten Böse drangen rübeziehend in die Dörfer, ja in die Städte, um die Bewohner auf offener Straße anzufallen. Die Bären trieben erst recht ihr Schreckliches Unwesen. Böge fielen bei ihrem Fluge plötzlich aus der Luft erstarzt auf die Erde nieder.

Als dann nach langen, bangen Wochen die entsetzliche Winternot zu Ende war, die so schwer bekräftigten und bedrückten Menschen in den warmer gewordenen Tagen wieder anfangen aufzutreten, da fielen erneut verheerende Biechentumassen aller Art und ansteckende Krankheiten ein, so daß ein großer Teil der, die der Tod der Kälte an trocken vermoht hatten, nun dem Hunger und der Pestilenz erlagen.

# Am stillen Herd zur Winterszeit

Von Joachim Dreesen.

Auf die Postille gefüllt, zur Seite des wärmeren Ofens<sup>1</sup>, las uns Kindern der alte Großvater Märchen und Mützen, erzählte er uns — und ich erfuhr es zum ersten Male — daß im Winter keineswegs die Sonne am weitesten von der Erde entfernt, sondern im Gegenteil ihr am nächsten ist; aber ihre Strahlen treffen schräger das Land und das Meer, weil weniger glühende Peile im Sommer trischen auf die Erde, und darum ist der Winter die kalte Jahreszeit. Nach Großvaters Meinung waren früher die Winter großartiger und strenger als jetzt: in seinem Heimatdorf fiel in einer Nacht Schnee in so gewaltiger Menge, daß morgens die Haustüre nicht geöffnet werden konnte und zu den Ställen ein Gang mit übermannshohen Stiefeln geschafft werden mußte. Monatlang war der Fluß aufgefroren; man benutzte ihn als Landstraße und kam trotz seines vielen Kreislaufs schneller vorwärts als auf der Chaussee, die immer von neuem weite. Jetzt aber wick Großvater im Herbst und Winter nicht von seinem Platz am Ofen, las die Zeitung und trank abends sein warmes Cierbier, ein gefülltes Räuchern auf dem Kopf und wie Peine bis übers Knie in wollene Decken gehüllt.

Seitdem ist mir der Ofen, der wärmeende Ofen, das Symbol behaglicher Geborgenheit; im Sommer mag man ihn missen, mag man ihn als Pavillon für den heimischen oder als Schätzkasten; so wie die Kälte einfällt, erobert er seine Stellung zurück und wird wieder Mittelpunkt des Hauses. Eine Bedingung ist dabei: die Wärme muß sichbar sein, die rote Glut muss flimmern und, wenn man hinein sieht, das Glühen angenehm erwärmen. Die moderne Zentralheizung fällt mir wenig imponieren. Hat schon einmal jemand veracht, sich die Hände daran zu wärmen? Kann man einen Ofen darauf legen, daß er langsam verbrennt und das Zimmer mit lästigem Dampf erfüllt? Bei Großvaters Kachelofen ging das.

Im Felde lernte ich die verschiedenen Arten von Ofen kennen. Kleine Kanonenköpfe hollerten von dem Holz, das sie reichlich fütterte. Im engen Kotten der zweiten Linie, wo ein Beamtentumstand im Oktober 1918 wieder aufnahm, waren es die Hindenburgsäcke, ovale, talggefüllte Blechdosen mit zwei Öffnungen, die Wicht und Bärme verbreiteten und die auch bauen mußten, das kalte Eisen im Kochgeschirrdefel aufzuwärmten. Gelegentlich — wenn es keiner sah — benutzten wir die Siedelhandgranate als Ofen und Herd. Vorrichtig wurde ein Loch in den Kopf getrieben und oben das gelbe Pulser angezündet. Unter gewaltigem Blitzen brannte es aus, aber die Explosion aus der eisernen Ration wurde gar. Braten war nach dieser Melodie leider unmöglich.

Ich darf nicht verschweigen, daß Großvaters Ofen auch selbst Geschichtsgräfte. Seine aufzuferschten Grünkohlplatten tragen Reliefs mit dem Wappen des Königs und Denkmäler, die uns Großvater eingehend erklärte.

Und so wie mir wird es vielen anderen ergangen sein, die eins in der Vugend am wärmeenden Feuer der Worte der Alten lauschten... Alles Erinnerungen, die auch heute noch leben mögen, sind, wenn man dabei stimmt, nicht „am stillen Herd zur Winterszeit“.

# Die Vogelwelt im Januar.

Von Paul Ruthke.

Auch zur Winterszeit kann man in Wald und Feld, in Seide und Moor und namentlich an eisfreien Gewässern Vogelbeschauungen treiben. Wer da denkt, daß man im Winter fast alle Vögel verlaßt, hat sich falsch. Freilich, verlaßt man sind alle die die uns Sommer vertraut waren. Wer dafür findet viele andere an ihre Stelle gesetzt; zum Teil nordische Arten, die den Winter bei uns verbringen.

In Parks und Anlagen sind die häufigsten Gäste die Eisvögel, die sich besonders an Butterplätzen zahlreich einfesteln. Hier kann der Naturfreund die verschiedensten Arten kennlernen: Blau-, Kohl- und Sumpfmeisen sind die häufigsten Arten am Butterplatz, ist Rodewald in der Nähe, kommen auch Lämmer- und Huhnbullen. Man sollte bei strenger Kälte an recht vielen Stellen sitzen. Oft ist auch ein munterer Kleiber unter ihnen, der eilig ein munteres Hanfornet zusammenfaßt und sie auf einem Ast aufsitzt. Raubvögel beobachtet, auf andere Arten den Vogelkäfig, wenn er recht abwechslungsreich ist, kann gefüllt wird.

Wer oft seinen Berg durch Anlagen und Gärten geht, wird einmal spät von irgendwoher Schafe, wiez „Bitt“-Rufe hören. Und wer etwas fündig ist, wird bald den Urheber dieses Liedes entdecken, aber nicht in den Bäumen, wo die Augen querz juchen werden, sondern auf den Rasenplätzen oft unmittelbar neben den Wegen. Das sind Fernsehervier, die am Boden nach den noch vom Sommer her liegenden Kirschenkerne juchen, die sie dann mit hörrarem Geschrei zerkleinern. Bunte Buschen sind es, die sehr leicht beobachtet lassen.

Einen ähnlichen Vogel, den Sieden (s. o. n. 2) kann man oft in den Städten beobachten. Die kleinen Blauren machen sie höchst interessante Unterhaltsmerkmale durch ihre metallisch-klingenden Lieder. Besonders kann man sie an den Mittelstädtischen höheren Bäumen erkennen, oder an bevorzugtenen Straßen. Früher wurden die Seidenchwänze allgemein als Vogelgold bezeichnet; aber althalbliches Volk war der Meinung, daß sie Krieg, Hunger und Pestilenz mitbrächten, wenn sie einmal in größeren Mengen zeigten. Aber wer sie einmal beobachtet hat, muß sie lieb gewonnen, schon darum, weil sie eine gerade erstaunliche Zutraulichkeit an den Tag legen, und sich so wunderbar leicht beobachten lassen, falls sie nur gerade in höheren Bäumen sind. Ihre Brutstätte liegt in den hohen Norden, Norwegen und Island, so im Lappland, Nordkorea, bis an den Polarkreis. Wie aber bekannt sind diese bunten Geister mit ihren krankhaften „Eisglockenstimmen“ an den Felsen und über rohrenartigen Hölzern nur in strengen Wintern zu sehen, und auch dann meist nur für kurze Zeit. Ein wunderndes Volk!

Die bilden, tragen Gimbel, mit den roten Bordelementen der Männerkint weiß fast jeder, irgendwo werden sie dem außermaram Naturfreund schon begegnet sein. Buchfinken treiben sich oft in größeren Mengen an Ortschaften herum. Weit findet es die Männchen, die es gewagt haben, den Winter über in den Heimat zu verbringen und sich mit nordischen zusammen zu gesellen. Die Weibchen sind eher grünlich als blau. Sie sind oft, daher der Name „Gimbel“, weiß.

Reiches, lebhaftes Venvogelie kann man auch in Untertälchen machen, wo sich riesige Mengen von Sämlingen, Grünlingen, Siegeln, Leitigen und andern Arten anfinden und solange gute Zeit leben, bis hoher Schnee sie verdrängt. Früher haben die Räthe der Städte

ausgesucht, weil es dort mehr zu fressen gibt, als sonst. Besonders die Sumpftaube tragen das best, daß es die Dürbinen unter den Vogeln nicht schlägt steht. Viele andere Arten kommen zu diesem der Räte zu den Menschen in die Städte.

Solange die Geißpäder eisfrei bleiben, gibt es hier immer am meisten zu sehen. Die ganzen nordischen Fässer sind siebleben, bis jetzt keine Kälte sie verdrängt. Blauäugige und in dichten Mänteln zugeschmitten, bis das erste Eis erscheint. Aber sie gehen bedeutend das zu lange Weitern oft genau bedacht das zu lange Weitern oft genau bedacht das zu lange Weitern aus. Die kleinen Giersäger haben sich in großen Gesellschaften vereint und tanzen lustig am Rohrstand nach Abdring, Gänsefänger, die Männer mit den lachsfarbenen Unterleibn liegen nicht die große Menge verteilt liegen sie in kleinen Trupps auf der Wasserfläche. Schnellente, Reiherente und oft auch Tafelente somm man den ganzen Winter auf den Seen antreffen. Manding überwintern auch einzelne Haubentaucher und seltener Zwerglaubacher auf starkefingerigen Fußlén. Den Küstenseen beleben die Singelhäne die Wasserläufe, die aus Islands Sümpfen, den vielen Seen Finnlands und aus Nordrussland und Sibirien getrieben sind.

Aber still ist der Januartag. In den ruhigen Nadelwaldungen sorgen die Ölöb h b h n e n, die sich dem großen Meisenchwarm angelassen haben und mit diesen ruhelos herumziehen: tagsaus, tagein. Am Nachter, wo das Wasser die Erde schwärz vorbereitet läßt, sucht der Z u n t o n i g nach alterter Geniehaber. Wenn aber Mittag die Sonne etwas Wärme heroverträgt, läßt er oft seinen Gefang hören. Und wenn man Glück hat, kann man auch ein überwundenes Rotkehlchen singen hören.

Auf den freien Feldern und Wiesen rütteln die Bi u s s a f die nach Mäuse und Maultauwen. Auch den Raubwuhnsitz aus Schweden kommt jetzt sehr oft besiedelt. Die kleinen Vierfüßer sind bläbler geistreich aber einselig heimisch. Ein anderer Wintertag ist der Raubwundertag, der genau auf vierzehn Wochen, auf weiter Fläche ist, und von hier aus noch Mäusen schont. Die Eulen kommen jetzt nur erst am späten Abend heraus, an manchen Abenden tut aber schon der kleine Steinlaus.

So könnte man viel erzählen von Vogeln, die auch im Winter zu beobachten sind. Oft ist der Winter besser geeignet, Vogelkunde zu treiben, als der Sommer. Wer damit beginnen will, sollte im Januar damit anfangen, denn ein paar Monate später kommen neue Arten hinzu, die den Lernenden oft durchmändern kommen. Schon am Ende des Monats beginnt für den Ornithologen der Frühling, wenn die ersten Meisen mit dem Gefangen beginnen, wenn die ersten Feldlerchen und Grausäger aus dem Süden kommen. Ist der Winter allerdings kalt, muß man bis in den Februar warten.

## Nur eine Vogelleader.

Des milden Regens grüne Sträucher hängen in laublosen Alleen. Der Wind singt einen malandrischen Weit. Ein Auge versteckt. Wohl treiben noch im Regenwald schwärme. Eine Schwarmfeder taumelt zuminner, wiegt sich im Wind und fällt auf meine ausgebreitete Hand. Die weissgrauen Bartwirthen hängen traurig um den Söll. Ich streiche die Feder und las sie in mein Taschenbuch. Dann zieht ich nach Hause.

Zum Ofen hüftet es um die Scheite. Aus meinem Büchertisch kommen mir heimgeogene Dichter entgegen, die dennoch leben. Ich fühle die warmen Hände des Nordlichters Sturm, seine Roade fröhlich durch die Sperlingsgasse schreiten, und Michel kommt mit seinem heiteren Frühlingsgläubigen:

Und drängen die Nebel nach so dicht  
Sich vor den Blick der Sonne.  
Sie wendet doch mit ihrem Licht  
Ermittl der Welt zur Wonne.

Viele gute Geister sind in meiner Stube, — Meister, deren Tage nicht immer überblitzen, — waren, die aber das Schauglas der Seele blind

zu halten wußten, wobin sie es auch rückten, alle Dinge brägten sie darunter um zu gläuschewarmen Stundengold, das sie weitergaben an ihre Mitwanderner, an uns. Sie leben und lehren: Nicht die Hölle äußeren Reichtums macht das Glück, Glück ist die Fähigkeit, das Herz aller Dinge zu finden; eine Melodie schwung darin.

Ich trodene meine regenatische Vogelfeder am Osterneier, glätte sie, und meine Augen geben liebend darüber hin, von der Spule zur Sprühe. Ein weicher Glanz liegt auf der Bartenweite.

Der Frühling kommt in meine stille Stube und raunt die Wär vom vogeligen Berden: Es war einmal ein Nest im Walde, und die Feder war meicher Raum vor des Vogelins Flügigkeit, und als die Bobine wuchs um den erforschten Spulenwulst, kam heimlich eine weise Hand, die malte in der Lorblöte Federreiter das befliegende Licht in der Sonnenkoronne und das Regenraum des Herbstflimms, ein Symbol: unter Sonnenfreude und Regentruhe rünbet sich das Jahr, aus Laufen und Weinen wird das Leben.

Rur eine Vogelfeder, aus sonnenhimmeligen Schönwegen verloren. ... Das rote Dienstlicht fließt über sie hin. Nicht allein die lädstranernen Pantern leuchten, auch die regenativen tragen sanften Schimmer, und mein Herz vertieft eine alte Weisheit: Glück und Leid ist das zweischeitige Geheimnis der Gottheit. Einen Schimmer haben auch die bunten Stunden, — ihn zu finden in weissen Ulltagsdingen sollte unter allen Bemühen sein.

Die stillen Meister im Bücherschränk niden ausstimmend, weil sich das Herz der Vogelfeder und von der Vogelfeder den Weg zu dem All-Einen.

Franz Mahlfte.

## Friedrich der Große und Brentenhof.

(Eine Sage aus dem Negevland.)  
Von Müller-Müdersdorf.

Bu welch schöpferam Segensland ist doch das Buch an der Nege geworden! Das Schild deutscher Scholle, das etwa zehn Kilometer oberhalb Driesien beginnt und beiderseits der Nege bis zur Stadt reicht, wo die Warthe die Regenwasser austäuft. Bis dort, wo einst Veltzantstadt stand, etwa zwei Meilen östlich von Landsberg-Schemals ein wildes, unwegsame, mit Buche und Strandwerk überwucherte Sümpf und Moorreich, ist es heute zu wohltümigen Wiesen und Ackergrund geworden, an dem ein einzärtigliche Viehwirtschaft treibt, reichlich Heu gewinnt und ausgezeichnete Kartoffel und Rüben anbaut. Trok der großen Überflutungen, die noch paung die Hülen der zaren, heiligen Brüder in viele Seemühlen verwandeln.

Friedrich der Große hat das Negebruch trockenlegen lassen. Schon von Beendigung so überwältig glücklich für Preugen auslaufenden operierterreichen Siebenbürgen und Domänen der Wallachian-Czernow von Brentenhof, welche die gesamte Region überzeugend der überliegenden Reichseiten. Und nach Friede machte sich Brentenhof besonders lättstättig an die Überwindung und Belebung der Naturwiderrisse. Ein harter Süd Arbeit, das viel sauren Schweiß und klängendes Gold und Silber kostete. Über der König und sein Baunatrageter ließen es sich nicht verdrießen. In mehr als 30 Ortschaften siedelte man Kolonisten an — aus Polen, aus der Palas, hauptsächlich aus dem Gebiet von Lubsdab und Boryentz. Und gewann so stillem, unermüdbaren Friedenswirken ein wertvolles Stück einer neuen landwirtschaftlichen Provinz.

Gedauerlicherweise versieß die lebte Zeit der Urbarmachung für Brentenhof selbst recht entlauftungstrüb. Heidische, gebäßtige Sogner verleumdeten ihn bei Friedrich dem Großen, der mit wadendem Alter für Pfalzmauer und Schankmauer ein allzu offenes Ohr hatte.

Man beschimpfte Brentenhof, daß er sich auf Kosten des Staates bereichere. Die Sage be-

hauptet, Friedrich habe versucht der Soche selbst auf den Grund zu gehen. Darum sei er eines Tages überhoft und heimlich im Negebruch erschienen. Von einem bei der Regierungsrat befindigten Arbeiter habe er sich Kittel und Leder lassen. Und damit ausgestattet, sei er am Damm weitergeplärrt. Habt sich schließlich in eine Gruppe Arbeiter gemischt und sie um ihren Engelhof befragt. Das nur, um die von Brentenhof vorgelegten Rechnungen mit ihren Angaben zu vergleichen.

Was er dabei feststellte, hat man nie erzählt. Berichtet wird aber durch den Mund der Sage, daß der erboste König nach solchen Auskunftsberichten unerträglich nach Breitenwerder kam, wo der so arg Verdächtige wohnte. Und als der gerade in ansehnlicher Gesellschaft beim Wahlfeier lag, war der hohe Herr hineingeklappt und hätte wütend ausgerufen: „Brentenhof, geht bald die Tago?“

Damit hätte er dem Angeklagten offenbart, die Brüder, die dem Geheimrat von

Brentenhof soviel verdorben, liegen es sich aber nicht nehmen, ihren Vorläder gebüßend zu ehren. Im Städtechen Driesien, das nach dem Siebenjährigen Kriege auf etwa 750 Einwohner zusammengezahlt war und dem Brentenhof durch Gründung der Neustadt die Aufsicht schenkte, stehen für ihm auf dem Neuen Markt ein schmückes Denkmal.

## Weinbau an den Ufern der Warthe.

Ein mislungenner Berich im alten Küstrin.

Rebenbügel am Warthestrand! Ungläublich werden wohl die meisten beim Lesen dieser Heberchrift den Kopf schütteln. Man kennt wohl den „Grüneberger“ aus der schöflichen Stadt gleichen Namens, aber von einem Weinbauer an den Ufern der Warthe hat wohl kaum jemand etwas gehört. Und doch find auch in der Wartheniederung derartige Bernde gemacht worden, freitlich schon vor Jahrhunderten, so daß heute selbst in den betreffenden Dörfern noch die wenigsten darüber Bescheid wissen.

Dort, wo sich einst zwischen dem Dorfe Warthe und der zeitigen Neustadt Küstrins das kleine Dorf Mühlberg befand, von dem aus man die Ufer des Warthes, das heißt die Weinberge der damaligen Rechte angesehen, Pfeile und hängende Landshöfen das rote Wartheufer. Und diese nach Süden zu genötigen Hänge lössten bereits um das Jahr 1400 benachbarthe Siedler zum Ansiedeln von Reben. 1417 wurden weitere Hügel angelegt.

Aber bereits 1562, also 1½ Jahrhunderte nach dem Beginn des ersten Beriches, zählte man als Besitz der Küstriner Bürger nur noch zwei Weinberge und während des dreißigjährigen Krieges nur noch einen. Man hatte die Weinberge nicht etwa an Einwohner der benachbarten Dörfschulen verkauft, sondern sie wieder zu Aderland umgewandelt.

Und die Gründe dafür? Man hatte eingesehen, daß die günstige Lage allein zum Geschäft nicht ausreicht, daß auch in klimatischer Beziehung alle Vorbedingungen erfüllt sein müssen. Und in unseren Gegebenen ist eben der Herbst nicht immer so milde, daß er die Traueren zur vollen Reife kommen läßt. Und wer tener weiß, wie schnell und scharf der Schwind aus der Wartheniederung auf die Südhänge kost, der wird sich auch vorstellen können, wie viele Reben den Frost zum Opfer gefallen sind.

Ob etwa der Küstriner Wein — die Weinberge waren mehrheitlich in den Händen von Krägen — früher höchst wäre wie das malte das Küstriner. Wer läßt sich leider nicht einwandfrei feststellen. Das Geschäft war ebenfalls von einer jolchen Beschränktheit, daß trotz strengsten Verbots auswärtiges eingeführt wurde.

Am Ende des 30-jährigen Krieges ist kein Weinberg mehr zu finden, nur noch ein Adler

